



Agnès Martin-Lugand

GLÜCKLICHE
MENSCHEN KÜSSEN
AUCH IM REGEN

»Zauberhaft!«
LAURA

Roman

blanvalet





Agnès Martin-Lugand

GLÜCKLICHE
MENSCHEN KÜSSEN
AUCH IM REGEN

»Zauberhaft!«
LAURA



Roman

blanvalet



Agnès Martin-Lugand

Glückliche
Menschen küssen
auch im Regen

Roman

Aus dem Französischen
von Doris Heinemann

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Les gens heureux lisent et boivent du café«
bei Editions Michel Lafon, Paris.

1. Auflage

© der Originalausgabe 2013 by Editions Michel Lafon
© der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
© Zitat aus »Trauer und Melancholie«, Sigmund Freud:
Gesammelte Werke, hrsg. unter Mitwirkung von
Marie Bonaparte von Anna Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris,
O. Isakower, Bd. 10 (Werke aus den Jahren 1913-1917)
Frankfurt/Main (Fischer) 8. Aufl. 1991
Umschlaggestaltung und -illustration: www.buerosued.de
ED • Herstellung: sam
Satz: DTP Service Apel, Hannover
ISBN 978-3-641-15025-9
V002

www.blanvalet-verlag.de

Für Guillaume und Simon-Aderaw, mein
Leben

Wir vertrauen darauf, daß sie nach einem gewissen Zeitraum überwunden sein wird, und halten eine Störung derselben für unzweckmäßig, selbst für schädlich.

(Sigmund Freud über die Trauer in
»Trauer und Melancholie«)

Maman, bitte!«

»Clara, ich habe Nein gesagt.«

»Ach, Diane. Lass sie doch mitkommen.«

»Colin, für wie blöd hältst du mich? Wenn du Clara mitnimmst, bummelt ihr herum, und wir fahren erst in drei Tagen in die Ferien.«

»Dann komm mit und pass auf uns auf!«

»Unmöglich. Siehst du denn nicht, was noch alles zu tun ist?«

»Ein Grund mehr, Clara mitfahren zu lassen, dann hast du deine Ruhe.«

»Maman!«

»Na schön! Ab mit euch! Dalli! Ich will euch nicht mehr sehen.«

Dann polterten sie durch das Treppenhaus davon.

Ich erfuhr später, dass sie noch herumgealbert hatten, als der Lastwagen sie erfasste. Sie sind mit einem Lachen gestorben, dachte ich. Und ich dachte, dass ich gern bei ihnen gewesen wäre.

Seit einem Jahr sagte ich mir jeden Tag, dass ich lieber mit ihnen gestorben wäre. Doch mein Herz hatte beharrlich weitergeschlagen und mich am Leben gehalten. Zu meinem größten Leid.

Ich hatte mich auf mein Sofa verkrochen und starrte in die Rauchspiralen meiner Zigarette, als die Wohnungstür aufging. Félix wartete keine Einladungen mehr ab, um mich zu besuchen. Er kam einfach so, praktisch ohne sich

anzumelden. Und zwar jeden Tag. Wie war ich bloß auf den Gedanken verfallen, ihm einen Zweitschlüssel zu geben?

Ich erschrak bei seinem Eintreten, und Asche landete auf meinem Schlafanzug. Ich blies sie auf den Boden. Um ihm nicht bei seinem täglichen Aufräumen zusehen zu müssen, ging ich in die Küche und brachte meinen Koffeinspiegel wieder auf Stand.

Als ich zurückkam, war alles wie vorher. Die Aschenbecher quollen immer noch über, und auf dem Couchtisch war immer noch ein wildes Durcheinander von leeren Tassen, Take-away-Verpackungen und Flaschen. Félix saß im Schneidersitz da und sah mich an. Sein ernster Gesichtsausdruck brachte mich für einen Sekundenbruchteil aus der Fassung, aber am meisten überraschte mich seine Kleidung. Warum war er im Anzug gekommen? Was war aus seinen ewig löchrigen Jeans und den engen T-Shirts geworden?

»Wo willst du in diesem Aufzug hin? Hochzeit oder Beerdigung?«

»Wie spät ist es?«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage. Es ist mir wurscht, wie spät es ist. Hast du dich so verkleidet, um irgendeinen Kerl aufzureißen?«

»Das wäre mir lieber. Es ist vierzehn Uhr, und du musst dich waschen und anziehen. In dem Zustand kannst du da nicht hin.«

»Wo soll ich hin?«

»Beeil dich. Deine und Colins Eltern wollen dort auf uns warten. In einer Stunde müssen wir da sein.«

Ein Schauer überlief meinen Körper, meine Hände begannen zu zittern, Galle stieg mir in die Kehle.

»Kommt nicht in Frage. Ich will nicht zum Friedhof. Verstanden?«

»Tu es ihretwegen«, sagte er sanft. »Erweise ihnen die Ehre, heute solltest du hingehen, es ist ein Jahr her, und wir werden alle bei dir sein und dich unterstützen.«

»Niemand soll mich unterstützen. Ich werde ganz sicher nicht zu dieser blöden Gedenkfeier gehen. Glaubt ihr, ich würde ihren Tod feiern wollen?«

Meine Stimme brach, die ersten Tränen des Tages flossen. Verschwommen sah ich Félix aufstehen und auf mich zukommen. Er legte die Arme um mich und presste mich an sich.

»Diane, komm ihretwegen mit, bitte.«

Ich stieß ihn heftig zurück.

»Ich habe Nein gesagt! Bist du taub? Raus hier!«, brüllte ich, als er wieder einen Schritt auf mich zu machen wollte.

Ich rannte ins Schlafzimmer. Obwohl meine Hände zitterten, gelang es mir, den Schlüssel zweimal herumzudrehen. Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Tür, ließ mich auf den Boden sacken und zog die Knie an die Brust. Ein Seufzer von Félix brach die Stille, die sich in der Wohnung breitgemacht hatte.

»Ich komme heute Abend wieder.«

»Ich will dich nicht mehr sehen.«

»Wasch dich wenigstens, sonst zerre ich dich nachher unter die Dusche.«

Seine Schritte entfernten sich, und das Zuschlagen der Wohnungstür sagte mir, dass er endlich weg war.

Lange Minuten blieb ich so sitzen, den Kopf auf den Knien, bis ich den Blick zum Bett hob. Auf allen vieren kroch ich hin, hangelte mich hoch und rollte mich in die Bettdecke. Wie jedes Mal, wenn ich mich dort hineinflüchtete, versuchte meine Nase, Colins Geruch zu finden. Doch der war im Lauf der Zeit verschwunden, obwohl ich die Bettwäsche seither nie gewechselt hatte. Ich

wollte seinen Geruch noch festhalten. Ich wollte den Geruch nach Krankenhaus, nach Tod vergessen, der an seiner Haut gehaftet hatte, als ich meinen Kopf zum letzten Mal an seinen Hals geschmiegt hatte.

Ich wollte schlafen, im Schlaf würde ich vergessen.

Als ich ein Jahr zuvor mit Félix in der Notaufnahme angekommen war, hatte man mir gesagt, es sei zu spät, meine Tochter sei noch im Krankenwagen gestorben. Die Ärzte ließen mir gerade genug Zeit, mich zu übergeben, bevor sie mir mitteilten, bei Colin sei es nur noch eine Frage von Minuten, bestenfalls Stunden. Wenn ich Abschied nehmen wolle, dürfe ich keine Zeit verlieren. Ich wollte sie anbrüllen, schreien, das sei alles gelogen, aber ich konnte es nicht. Ich war mitten in einem Albtraum, wollte glauben, dass ich aus ihm erwachen würde. Doch eine Krankenschwester führte uns zu dem abgetrennten Bereich, in dem Colin lag. Jedes Wort, jede Geste nach dem Betreten dieses Raums hatte sich in mein Gedächtnis eingegraben. Colin lag auf einem Bett, angeschlossen an einen Haufen blinkender, lärmender Maschinen. Sein Körper war nahezu reglos, sein Gesicht voller Blutergüsse. Dieser Anblick lähmte mich minutenlang. Félix war mir gefolgt, seiner Gegenwart war es zu verdanken, dass ich nicht zusammenbrach. Colin drehte den Kopf leicht in meine Richtung und fing meinen Blick auf. Er fand die Kraft, ein Lächeln anzudeuten. Dieses Lächeln half mir aus meiner Starre. Ich nahm seine Hand, er drückte meine.

»Du solltest bei Clara sein«, brachte er mühsam hervor.

»Colin, Clara ist ...«

»Clara wird gerade operiert«, unterbrach mich Félix.

Ich sah zu ihm auf. Er wich meinem Blick aus und lächelte Colin an. In meinen Ohren summte es, jede Faser meines

Körpers zitterte, mein Blick hatte sich verschleiert. Ich spürte, wie Colin meine Hand fester drückte. Ich sah ihn an, während er Félix zuhörte, der von Clara sprach und sagte, sie werde es schaffen. Diese Lüge holte mich mit einem Schlag in die Realität zurück. Mit brechender Stimme sagte Colin, er habe den Lastwagen nicht gesehen, er habe mit Clara gesungen. Mir kam kein Wort über die Lippen. Ich beugte mich über ihn und streichelte ihm das Haar, die Stirn. Er wandte sein Gesicht wieder mir zu. Durch meine Tränen sah ich es nur verschwommen, er hatte bereits zu schwinden begonnen, ich erstickte. Er hob eine Hand und legte sie mir an die Wange.

»Pscht, mein Schatz. Beruhige dich. Du hast doch gehört, was Félix gesagt hat. Clara wird dich brauchen.«

Es gelang mir nicht, seinem Blick zu entkommen, der so voller Hoffnung für unsere Tochter war.

»Aber du«, brachte ich schließlich hervor.

»Sie ist jetzt wichtiger«, sagte er und wischte mir eine Träne von der Wange.

Mein Schluchzen wurde heftiger, ich drückte mein Gesicht in seine noch warme Handfläche. Noch war er da. Noch. An dieses Noch klammerte ich mich.

»Colin, ich kann nicht ohne dich leben«, flüsterte ich.

»Du bist nicht allein, du hast Clara, und Félix wird sich gut um euch kümmern.«

Ich schüttelte den Kopf, wagte es aber nicht, ihn anzusehen.

»Mein Schatz, es wird alles gut, du wirst tapfer sein, um unserer Tochter willen ...«

Seine Stimme versiegte plötzlich, voller Angst hob ich den Kopf. Er wirkte so müde. Er hatte seine letzten Kräfte für mich mobilisiert wie immer. Ich drückte mich an ihn, um ihn zu küssen, und er beantwortete den Kuss mit dem

bisschen Leben, das noch in ihm war. Dann legte ich mich dicht neben ihn und half ihm, den Kopf auf mich zu legen. Solange ich ihn in den Armen hielt, konnte er mich nicht verlassen. Colin flüsterte mir ein letztes Mal zu, dass er mich liebe, und ich konnte ihm gerade noch antworten, bevor er friedlich einschlief. Mehrere Stunden lang hielt ich ihn in den Armen, wiegte ihn, küsste ihn, sog seinen Geruch ein. Meine Eltern versuchten, mich dort wegzuholen, vergeblich, ich schrie. Colins Eltern kamen, um sich von ihrem Sohn zu verabschieden, ich ließ nicht zu, dass sie ihn berührten. Er gehörte allein mir. Schließlich brachte mich Félix' Geduld zum Nachgeben. Er nahm sich Zeit, um mich zu beruhigen, bevor er mich daran erinnerte, dass ich mich auch von Clara verabschieden müsse. Meine Tochter war immer der einzige Mensch auf der Welt gewesen, der mich von Colin trennen konnte. Daran hatte auch der Tod nichts geändert. Meine Hände entkrampften sich und ließen ihn los. Meine Lippen berührten ein letztes Mal die seinen, dann ging ich.

Auf dem Weg zu Clara umgab mich ein Nebel. Erst vor ihrer Tür reagierte ich.

»Nein«, sagte ich zu Félix. »Ich kann es nicht.«

»Diane, du musst zu ihr.«

Ohne die Tür aus den Augen zu lassen, wich ich einige Schritte zurück und floh dann überstürzt durch die Gänge des Krankenhauses. Ich weigerte mich, meine tote Tochter zu sehen. Ich wollte mich nur an ihr Lächeln erinnern, an ihre blonden Locken, die ihr Gesicht umtanzten, an ihre verschmitzt funkelnden Augen, wie ich sie noch am Morgen gesehen hatte, als sie mit ihrem Vater weggefahren war.

Jetzt, wie schon seit einem Jahr, herrschte Stille in unserer Wohnung. Keine Musik mehr, kein Lachen, keine endlosen

Gespräche.

Meine Füße trugen mich automatisch in Claras Zimmer. Alles darin war rosa. Sobald ich wusste, dass wir eine Tochter bekommen würden, hatte ich die Order ausgegeben, dass die gesamte Einrichtung in dieser Farbe sein müsse. Colin hatte mich mit unzähligen Tricks und Kniffen davon abzubringen versucht. Doch ich war hart geblieben.

Ich hatte alles gelassen, wie es war: die zusammengeknautschte Bettdecke, die im Zimmer verstreuten Spielsachen, das Nachthemd auf dem Boden, den kleinen Rollkoffer, in dem sie ihre Puppen für die Reise verstaut hatte. Nur zwei Stofftiere fehlten, das Schmusetier, das Félix Clara mitgegeben hatte, und das, das ich mit in mein Bett genommen hatte.

Leise schloss ich die Tür und ging zu Colins Ankleide. Dort nahm ich mir ein frisches Hemd.

Ich hatte mich gerade im Bad eingeschlossen, um zu duschen, als ich Félix zurückkommen hörte. Im Badezimmer verdeckte ein großes Laken den Spiegel, alle Regale waren leer, nur Colins Parfums standen noch da. Aber kein einziges weibliches Schönheitsmittel mehr, keine Schminke, keine Cremes, kein Schmuck.

Die kalten Fliesen machten mir nichts aus. Das Wasser, das über meinen Körper floss, verschaffte mir nicht das geringste Wohlgefühl. Ich gab etwas von Claras Erdbeer-Shampoo auf meine Hand. Bei dem süßen Duft weinte ich ein paar Tränen und empfand zugleich einen morbiden Trost.

Mein Ritual nach der Dusche konnte beginnen. Ich besprengte mich mit Colins Parfum, die erste Schutzschicht. Ich knöpfte sein Hemd zu, zweite Schutzschicht. Ich zog sein Kapuzen-Sweatshirt über, dritte

Schutzschicht. Ich band mein feuchtes Haar zu einem Pferdeschwanz, um den Erdbeerduft zu bewahren, vierte Schutzschicht.

Meine Abfälle im Wohnzimmer waren verschwunden, die Fenster standen offen, und in der Küche schien eine Schlacht stattzufinden. Bevor ich zu Félix ging, verrammelte ich das Wohnzimmer wieder. Der Halbschatten war mein bester Freund.

Félix hatte den Kopf in den Kühlschrank gesteckt. Ich lehnte mich an den Türrahmen und betrachtete ihn. Er trug wieder seine übliche Kluft und wackelte pfeifend mit dem Po.

»Darf ich erfahren, was dich so freut?«

»Meine letzte Nacht. Ich mach dir was zum Abendessen, dann erzähl ich dir alles.«

Er hatte sich zu mir umgewandt und sah mich streng an. Er trat näher und atmete mehrmals tief ein.

»Hör auf, wie ein Hund an mir herumzuschnüffeln«, sagte ich.

»Du musst allmählich mal damit aufhören.«

»Was willst du? Ich habe mich gewaschen.«

»Das war auch nötig.«

Er drückte mir einen Kuss auf die Wange und machte sich dann wieder in der Nähe des Herds zu schaffen.

»Seit wann kannst du kochen?«

»Ich koche nicht, ich benutze die Mikrowelle. Ich müsste bloß noch was Nettes zu futtern finden, aber in deinem Kühlschrank sieht's schlimmer aus als in der Wüste Gobi.«

»Wenn du Hunger hast, bestell eine Pizza. Bei dir würde jeder Kochversuch nur schiefgehen. Du bekämst nicht mal ein Tiefkühlgericht hin.«

»Deshalb habt ihr mich in den letzten zehn Jahren ja auch durchgefüttert, Colin und du. Du hattest da gerade einen

genialen Einfall. Auf diese Weise hab ich dann auch mehr Zeit für dich.«

Ich ging zum Sofa und ließ mich darauf fallen. Jetzt würde ich mir den Bericht über seine heiße Nacht anhören müssen. Sehr rasch tauchte ein Glas Rotwein vor meinen Augen auf. Félix setzte sich mir gegenüber und warf mir sein Zigarettenpäckchen zu. Ich steckte mir sofort eine an.

»Deine Eltern lassen dich sehr lieb grüßen.«

»Schön für sie.« Ich stieß Rauch in seine Richtung aus.

»Sie machen sich Sorgen um dich.«

»Unnötig.«

»Sie würden dich gern besuchen.«

»Das will ich nicht. Du darfst dich übrigens glücklich schätzen, du bist der Einzige, den ich noch ertrage.«

»Ich bin unersetzlich, du kannst nicht auf mich verzichten.«

»Félix!«

»Schon gut. Wenn du darauf bestehst, erzähle ich dir bis in die kleinste Einzelheit, was ich gestern Abend erlebt habe.«

»O nein! Alles, nur nicht deine Bettgeschichten!«

»Du musst dich entscheiden. Entweder meine Kapriolen oder deine Eltern.«

»Okay, ich höre. Leg los.«

Félix geizte nicht mit pikanten Details. Für ihn war das Leben ein riesiges Fest, zusätzlich gewürzt durch eine entfesselte Sexualität und den Konsum von Substanzen, die er als Allererster ausprobieren musste. Wenn er einmal mit einer Geschichte angefangen hatte, kümmerte es ihn nicht mehr, ob ich antwortete, er redete und redete ohne Punkt und Komma. Nicht einmal, als es klingelte, machte er eine Pause.

Also erfuhr auch der Mann vom Pizzadienst, wie er sich ins Bett eines zwanzigjährigen Studenten hatte einladen lassen. Noch einer, dessen sexuelle Erziehung Félix übernommen hatte.

»Du hättest sehen sollen, was für ein Gesicht der arme kleine Schatz heute Morgen gemacht hat, fast hätte er mich angefleht wiederzukommen und mich um ihn zu kümmern.« Er wischte sich eine imaginäre Träne aus dem Auge und fügte hinzu: »Er tat mir richtig leid.«

»Du bist wirklich gemein.«

»Ich hatte ihn ja gewarnt, aber was soll man machen, einmal Félix, und man ist süchtig.«

Als ich gerade zwei, drei Bissen hinuntergezwungen hatte, war er schon kurz vorm Platzen. Er verriet immer noch keine Absicht zu gehen. Er war merkwürdig schweigsam geworden, sammelte die Reste ein und verschwand Richtung Küche.

»Diane, du hast mich nicht einmal gefragt, wie es heute war.«

»Es interessiert mich nicht.«

»Du übertreibst. Wie kann dir das gleichgültig sein?«

»Halt den Mund. Ich bin alles andere als gleichgültig. Ich verbiete dir, so etwas zu mir zu sagen!«, schrie ich und sprang auf.

»Scheiße aber auch, guck doch mal in den Spiegel. Du siehst aus wie ein Zombie. Du unternimmst nichts mehr. Du arbeitest nicht mehr. Dein Leben besteht nur noch aus Rauchen, Trinken und Schlafen. Eure Wohnung hat sich in ein Heiligtum verwandelt. Ich halte es einfach nicht mehr aus zuzusehen, wie du jeden Tag ein bisschen mehr im Schlamm versinkst.«

»Das kann niemand verstehen.«

»O doch! Jeder versteht, was du durchmachst. Aber deshalb brauchst du nicht einzugehen wie eine Primel. Es ist jetzt schon ein Jahr her, dass sie gestorben sind, es ist an der Zeit zu leben. Du musst kämpfen! Tu es für Colin und Clara.«

»Ich weiß nicht, wie das geht, außerdem habe ich keine Lust dazu.«

»Lass mich dir helfen.«

Ich ertrug es nicht länger, ich hielt mir die Ohren zu und kniff die Augen zusammen. Félix nahm mich in die Arme und drückte mich aufs Sofa zurück. Ich musste wieder einen seiner erstickenden Zärtlichkeitsausbrüche über mich ergehen lassen. Ich habe nie verstanden, warum er dieses Bedürfnis hatte, mich an sich zu drücken.

»Wie wär's, wollen wir beide heute Abend mal ausgehen?«

»Du hast nichts verstanden«, antwortete ich und presste mich unwillkürlich doch an ihn.

»Geh raus aus deiner Wohnung, geh unter Leute. Du kannst nicht immer so zurückgezogen bleiben. Komm morgen mit mir zu den *Glücklichen Menschen*.«

»Ich pfeife auf die *Glücklichen Menschen*!«

»Dann machen wir beide zusammen Urlaub. Ich kann so lange zumachen. Das Viertel kommt auch ein paar Wochen ohne uns aus ... oder ohne mich.«

»Ich hab keine Lust auf Urlaub.«

»Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Wir werden jede Menge Spaß haben, ich kümmere mich rund um die Uhr um dich. Das wird dich wieder auf die Beine bringen.«

Er sah nicht, wie meine Augen beim bloßen Gedanken, ihn ständig um mich zu haben, aus den Höhlen quollen.

»Hör zu, ich denk drüber nach«, sagte ich, um ihn zu beruhigen.

»Versprochen?«